

# DIE RÜCKKEHR

Über die Erfahrungen in einer Dialysepraxis.

Von Jochen Brandtner

„Ihr solltet keine deprimierenden Nachrichten wie etwa Todesanzeigen abdrucken. An negativen Erlebnissen fehlt es euren Mitgliedern sicher nicht. **Zuversicht und Hoffnung verbreiten, Positives berichten**, das sollte das Leitmotiv einer Patientenzeitschrift wie der euren sein“, meinte unlängst ein Bekannter zur Zielsetzung unserer Info. Ich meine, er hat Recht. So wie es im letzten Dezemberheft Jens Tamcke beispielhaft mit der beeindruckenden Schilderung seiner Radtour über die Alpen tat. Der uns daran teilhaben ließ, wie er als Dreißigjähriger seine ersten Dialyseferien in Norditalien verlebte, erschöpft und deprimiert wegen der Kraftlosigkeit und wie er mehr als dreißig Jahr später als Dreiundsechzigjähriger und Transplantierte diese Region auf dem Fahrrad durchquerte. Diesmal voller Abenteuerlust und in einer Verfassung die unter dem Dialyseregime nicht vorstellbar war.

Hätte ich nicht schon vor mehr als vierzig Jahren sondern erst heute mit der Dialyse begonnen, dieser Bericht von Jens Tamcke hätte mich euphorisch gestimmt und meine Phantasie verrückt spielen lassen – im positiven Sinne. Mit dem Fahrrad über die Alpen! Nach einer Transplantation!!

Als Dreiundsechzigjähriger!!!! Hatte mich nicht schon die Erwähnung eines Mitpatienten während einer meiner ersten Dialysebehandlungen 1972, er habe am Vortag ein Zimmer tapeziert, ungläubig staunen und dann eine Hoffnung aufkeimen lassen, wie ich sie seit Jahren nicht mehr in mir gespürt hatte.

Doch wir Patienten wissen, dass es in unserem Leben Situationen gibt, in denen Hoffnung und Zuversicht sich rar machen oder sich gar nicht blicken lassen. Sollen diese Phasen in unserer Info ausgeblendet werden? Mir würde es helfen zu erfahren, wie andere mit schwierigen Situationen umgehen.

Eine solche Phase durchlebte ich 2011, als mich nach elf guten Jahren mein Lübecker Transplantat im Stich ließ und die Rückkehr zur Dialyse unausweichlich wurde. Vielleicht war es sinnbildlich, dass es der gleiche Tag war, an dem in Fukushima drei Reaktoren außer Kontrolle gerieten, an dem ich zum ersten Mal wieder mein Blut durch die Schläuche des vertrauten und gleichzeitig so fremden Dialysegerätes fließen sah. Natürlich kam dieser Moment nicht unvorbereitet. Fast ein Jahr hatte ich Zeit, mir klar zu machen, dass diesmal nach insgesamt dreizehn Jahren Dialyse im eigenen Heim die Behandlung in einem Zentrum wohl unausweichlich sein würde.

Offen gestanden hatte ich Angst, dass irgendein Arzt mir sagen würde, er könne wegen meines Alters von über siebzig eine Behandlung zu Hause nicht verantworten. Zum anderen hätte ich meiner Frau erneut eine große Verantwortung aufbürden müssen, die für sie sicher schwerer zu tragen gewesen wäre als früher, als wir jünger und unbeschwerter waren.

Nun sind es bereits fünf Jahre, dass ich dreimal in der Woche in Hamburg-Schnelsen in der Frohmestraße neben meiner leise surrenden Maschine liege, die zuverlässig wie ein Schweizer Uhrwerk ihre Arbeit verrichtet. Es vergehen Wochen, ohne dass sie ein einziges Zeichen des Unbehagens, sprich ein Alarmsignal, von sich gibt. Lediglich zweimal hat sie in den fünf Jahren wegen einer Störung einen Techniker benötigt, und der war dann auch sofort vor Ort und beseitigte mit sicherer Diagnose den Fehler.

Fünf Stunden habe ich montags, mittwochs und freitags Zeit, an vieles zu denken. An die Anfänge, als die Pumpen unseres Heimdialyse-Gerätes Geräusche produzierten, die einem Schiffsdiesel nicht unähnlich waren. Als wir mehrfach nächtelang vor dem Gerät saßen und uns verzweifelt bemühten, den Schaum in der Luftfalle zu beherrschen oder die Leitfähigkeit der Spüllösung im

Normbereich zu halten, als wir nicht selten zwei- oder dreimal in der Woche den Techniker rufen, als wir Dialysen abrechnen und am nächsten Tag wiederholen mussten oder als die Behandlung jedes Mal noch zehn Stunden dauerte und wir Patienten unter einem Durst litten, der kaum zu ertragen war. Wer die frühen Zeiten der Dialyse nicht miterlebt hat, kann kaum ermessen, welchen Fortschritt Medizin und Technik gemacht haben.

Oft denke ich auch an die zahlreichen Ärzte und Helfer, denen ich in diesen mehr als vier Jahrzehnten begegnete und denen ich vieles, unter anderem auch das Leben, verdanke. Angefangen im Hamburger Heidberg Krankenhaus, über die vielen Mitarbeiter des Dialysekuratorium Hamburg, über die Transplantationsabteilungen in Hannover und Lübeck bis hin zu den Ärzten und Mitarbeiterinnen in meinem jetzigen Schnelsen Zentrum.

Die Arzthelferin, die hier in Schnelsen auf unserer Etage die acht bis zehn Patienten versorgt, arbeitet schnell, zuverlässig, ist technisch versiert, punktiert mich problemlos und verfügt über lange Berufserfahrung. Auch wenn der Raum, in dem meine Dialyse stattfindet, gleichzeitig als Lagerraum und Labor dient und es häufig unruhig zugeht, so ist er doch hell, geräumig und alles in allem akzeptabel. Das allerdings nur deshalb, weil er in der Regel lediglich mit zwei Patienten belegt ist, nicht wie andernorts, wo sich vier, sechs oder noch mehr Patienten einen Raum teilen müssen und wo die Privatheit unweigerlich auf der Strecke bleiben muss. Noch etwas Wichtiges darf auf keinen Fall unerwähnt bleiben. Vor meiner Rückkehr plagten mich erhebliche

Sorgen, ob das Problem "Durst" mit der gleichen Grausamkeit zugeschlagen würde, wie ich es in Erinnerung hatte. Doch Gottlob, es gehört der Vergangenheit an, zumindest für mich. Ob es dem Fortschritt der Medizintechnik, der größeren ärztlichen Erfahrung oder einer besseren Einsicht in die physikalischen und biochemischen Vorgänge bei der Dialyse zu danken ist, weiß ich nicht. Ich bin dankbar und zufrieden, dass es so ist.

Ein Phänomen, das die Dialyse leider bis heute begleitet, die Erschöpfung nach der Behandlung, bedarf in dieser Zeitschrift keiner großen Erläuterung. Auch ich musste schmerzlich den Kräfteverfall unter der Dialyse erfahren. *"Es ist, als ob man einen Elefanten auf den Schultern trüge"* sagte unsere Mitpatientin Anja Ahrens einmal.

Dass ich mich für das Schnelsen Zentrum entschied, liegt an seiner Nähe zu unserer Wohnung in Eidelstedt. So kann ich die knapp fünf Kilometer trotz der Mattigkeit und Schwäche nach der Dialyse per Fahrrad bewältigen. Ein kurzer Überschlag ergab, dass ich inzwischen mehr als fünftausend Kilometer zur Dialyse und zurück geradelt bin. Ich habe zwar nicht solche Höhen überwunden wie Jens Tamcke auf seiner Tour nach Rom, aber auf die zurückgelegten Kilometer bin ich schon ein bisschen stolz. Die Behandlung in meinem früheren Poppenbütteler Zentrum, das ich als Heimpatient und Transplantierte nur in großen Zeitabständen aufsuchen musste, hätte mich per Bahn und Bus pro Behandlung zwei bis drei Stunden Fahrtzeit gekostet.

Doch trotz allen technischen Fortschritts und der Annehmlichkeiten, welche die Nähe des Schnelsen Zentrums mit sich

bringt, will ich nicht verhehlen, dass mir die Eingewöhnung in den dortigen Betrieb schwer gefallen ist, und dass ich auch heute noch mit Nostalgie an die Jahre denke, als ich meine Dialyse unabhängig von Fremden zu Hause absolvierte. Einen Schrecken erlitt ich bereits bei meiner ersten Dialyse im neuen Zentrum, als am Dialyseende die Schläuche samt Kapillare tiefrot aus der Maschine genommen wurden und in den Müll wanderten. Ich habe nicht vergessen mit wie viel Sorgfalt wir zu Hause um jedes Bluttröpfchen kämpften, in der Anfangszeit um Transfusionen, später um die teuren Epogaben zu vermeiden

Natürlich kann man den Betrieb in einem Dialysezentrum nicht mit dem der Heimdialyse in den eigenen vier Wänden vergleichen. Wenn eine Pflegekraft zehn oder elf Patienten versorgt, sind Sonderwünsche nicht besonders willkommen. Trotzdem ist man auf meine Vorstellungen eingegangen und spült das System zum Schluss so ausreichend, dass ich nicht allzu viel Blut verliere und seit zwei Jahren ohne Epo auskomme.

Und natürlich war mir bewusst, dass ich hier im Zentrum unmittelbar mit dem Leid von Mitpatienten konfrontiert würde, das ich zu Hause nicht erlebte. Und selbstverständlich wusste ich von meinen zahlreichen Reisen als Dialysepatient - von der Insel Sylt bis zum Chiemsee, von Berlin bis Bad-Wildungen und von Aufenthalten in unseren diversen Nachbarländern - , dass jenes Element, welches ich die "menschliche Dimension" der Behandlung nennen möchte - ein kurzes Gespräch, ein Lächeln, eine interessierte Frage, ein Sich-Erkundigen nach persönlichem Hintergrund, schlicht das

Zwischenmenschliche - in den meisten Zentren recht klein geschrieben wird, manchmal überhaupt keine Rolle spielt.

Einer meiner früheren Poppenbütteler Ärzte sagte einmal *"Natürlich gehört zur Medizin auch das Menschliche. Als Arzt ist es meine Aufgabe, das richtige Maß zwischen Nähe und Distanz zu meinen Patienten zu finden"*. Dieser Satz kommt mir in den Sinn, wenn sich die ärztlichen Visiten bei mir in der Regel im "Wie sieht es aus? oder "Gibt's was Neues" erschöpfen. Und auch mit der oben schon erwähnten Arzthelferin, die, wie gesagt, ihren Beruf beherrscht und zuverlässig arbeitet, ist das Verhältnis unverbindlich geblieben. "Unverbindlich" im Sinne, dass es nicht gelungen ist, eine Vertrautheit oder eine gewisse mitmenschliche Nähe zu finden. Es vergehen oft Wochen, in denen wir kaum ein paar Worte wechseln, die über Belanglosigkeiten hinausgehen. Ich entsinne nicht, dass sie sich in den fünf Jahren meines Hierseins einmal nach meinem Befinden erkundigt hätte. Auch andere im Zentrum Beschäftigte - neben der Dialyse betreiben die beiden Ärzte noch eine nephrologische Ambulanz - gehen oft an meinem Platz ohne ein "GutenTag" oder ein "Hallo"

vorbei. Obwohl sie schon Monate oder gar Jahre hier tätig sind, haben sie noch nie von sich aus ein Wort mit mir gesprochen. Sie tun, als wäre ich Luft oder gehörte zum Inventar, als sei ich ein Teil von Maschine, Schläuchen und Kanistern, halt ein notwendiges Übel. Einerseits ist das verletzend und erniedrigend. Andererseits frage ich mich, ob ich nicht über schlechte Erziehung oder fehlendes menschliches Empfinden erhaben sein sollte? Was sie wohl in diesen Beruf verschlagen haben mag, von dem sie von vornherein wussten, dass sie es mit kranken Menschen zu tun haben würden? Doch um der Gerechtigkeit willen muss ich hinzufügen, dass es auch eine Mitarbeiterin bei uns gibt, die ein Gespür dafür hat, welch positive Wirkung ein kurzes Gespräch, ein freundliches Lächeln oder auch nur eine nette Geste haben. Aber, wie gesagt, es ist leider nur eine.

Ich habe mich in all den Jahren bemüht, meine Mitpatienten ein wenig kennenzulernen. Für mich ist solch ein Kontakt wichtig nach dem Motto: Geteiltes Leid ist halbes Leid. Das Bemühen um zwischenmenschlichen Kontakt war vermutlich auch der Grund, warum ich seinerzeit zu den Initiatoren unserer Hamburger Selbsthil-

fegruppe gehörte, bei der Gründung unseres Bundesverbandes 1975 in Frankfurt dabei war und den Anstoß zu unserem Hamburger Patienten-Hilfsverein gab.

Für mich ist es nur natürlich, dass ich mich auch hier in der Frohmestraße um Kontakt zu meinen Mitpatienten bemühe, dass ich zumindest versuche, ihre Namen zu behalten. Mit einigen gelingen auch kurze Gespräche, soweit es die knappe Zeit vor der Dialyse erlaubt. Dass die in unserem Zentrum verantwortliche Ärztin mir unterstellte, ich führe diese Gespräche nur, um die neben den Betten liegenden Protokolle auszuspionieren, lasse ich unkommentiert. Ich vermag nicht zu ergründen, woher ihr Misstrauen mir gegenüber rührt. Offenbar ist es ihr nicht möglich, sich in die Befindlichkeit eines in ihrem Zentrum behandelten Patienten zu versetzen. Auf jeden Fall hat die Unterstellung nicht unbedingt zu einem besseren Vertrauensverhältnis beigetragen.

Den früheren Außenminister Guido Westerwelle hörte ich kurz vor seinem Tod sagen, als er über seine Krebserkrankung sprach *"Als Kranker braucht man mehr menschliche Nähe als ein Gesunder"*. Ich konnte und kann ihn gut verstehen ☹

### **Auch unter uns gibt es Armut.**

Der Patientenhilfsverein der Hamburger Dialysepatienten braucht Ihre Unterstützung, um helfen zu können.

## **Dialysehilfe Hamburg e.V.**

Tel. 040 - 57 99 44

IBAN: DE94200100200693769201

BIC: PBNKDEFFXXX (Hamburg)